Die Energiequellen der Zukunft.

Von **Hans Dominik.**

Die Hauptquelle unserer gegenwärtigen Technik und Wirtschaft ist die Kohle. Wir verbrennen die Kohle und verwandeln dadurch die in ihr schlummernde chemische Spannkraft in Wärme. Die Wärme setzen wir dann mit Hilfe von allerlei Wärmekraftmaschinen in mechanische Bewegung um, und die so gewonnene mechanische Energie benutzen wir für den Antrieb der mannigfachsten Maschinen, angefangen bei der kleinen Drehbank und ansteigend bis zum großen Ozeandampfer.

Ein Kilogramm guter Steinkohle liefert nun bei vollkommener Verbrennung eine Wärmemenge von etwa 8000 Kalorien. Das ist eine Wärmemenge, die genügen würde, um 80 Liter Wasser von 0 Grad bis auf 100 Grad Celsius zu erhitzen. Wir wissen ferner seit den klassischen Versuchen von Rumford, daß eine Kalorie einer mechanischen Arbeitsmenge von 426 Meterkilogramm gleichwertig ist, das heißt, daß sie theoretisch die mechanische Arbeit zu leisten vermag, 1 Kilogramm 426 Meter hochzuheben. In einem Kilogramm Kohle stecken demzufolge 8000×426, das heißt rund 3,2 Millionen Meterkilogramm. Könnte man also die gesamte bei der Verbrennung der Kohle freiwerdende Energie dazu benutzen, Hebungsarbeit zu leisten, so würde sie genügen, um das Gewicht der verbrannten Kohle 3,2 Millionen Meter oder 3200 Kilometer in die Höhe zu schleudern. Diese Zahlen zeigen wohl, daß die Kohle eine ungeheure kräftige Energiequelle ist.

Unsere Technik benutzt außer diesen chemischen Energiequellen der Verbrennung ja bekanntlich auch noch die Energie des fallenden Wassers im großen Maßstabe. Ein Kubikmeter Wasser wiegt 1000 Kilogramm und vermag, wenn er von einer Höhe herabstürzt, eine Arbeit in Meterkilogrammen zu leisten, die gleich der Fallhöhe in Meter multipliziert mit dem Wassergewicht in Kilogrammen ist. Bei unseren großen Talsperren wird die Fallhöhe im Durchschnitt höchstens 20 Meter betragen. Ein Kubikmeter Wasser, das aus dem Staubecken in den unteren Flußlauf fällt, wird also 20×1000 gleich 20,000 Meterkilogramm zu leisten vermögen, und um die Leistung von 1 Kilogramm Kohle, das heißt 3.2 Millionen Meterkilogramm herauszubringen, müssen 160 Kubikmeter oder 160,000 Kilogramm Wasser aus dem Staubecken zu Tal fallen. Dieser zahlenmäßige Vergleich zeigt also, daß, auf das Gewicht bezogen, die Kohle ein 160,000mal besserer Energiespeicher ist als das gewöhnliche Kraftwasser. Aus diesem Umstande erklärt sich die weitgehende Benutzung der Kohle, denn man kann ein paar Kilogramm Kohle bequem weithin transportieren, während das Kraftwasser nur dort zu verwenden ist, wo es in Form von Staubecken, Wasserfällen oder Stromschnellen vorkommt. Eine wirklich großzügige Ausnutzung unserer Wasserkräfte wurde daher auch erst möglich, nachdem die Elektrotechnik die Mittel geliefert hatte, um die aus der Wasserkraft gewonnene Energie in Elektrizität umzuwandeln und am Draht hin über viele Kilometer fortzuleiten.

Betrachten wir nun einmal diese beiden Energieträger etwas genauer. Das Kraftwasser erfährt durch die Abgabe seiner Energie nur eine Veränderung seiner Lage im Schwerefeld der Erde. Es befindet sich nach geleisteter Arbeit dem Mittelpunkt der Erde um 20 Meter näher als zuvor. Stofflich dagegen hat es gar keine Veränderung erfahren. Es ist genau dasselbe Wasser geblieben wie vor dem Sturz. Weder seine Menge noch sein Gewicht, noch seine chemische Zusammensetzung haben sich irgendwie geändert.

Im Gegensatz dazu erfährt die Kohle bei der Verbrennung eine tief einschneidende chemische Veränderung. Die kleinsten chemischen Teile derselben, die Kohlenstoffatome, verbinden sich mit den Sauerstoffatomen der Luft zu Kohlensäure. Bei oberflächlicher Betrachtung bemerkt man nur, daß die Kohle unter Feuer- und Raucherscheinungen allmählich verschwindet, sich scheinbar in Nichts auflöst. Mit den Mitteln unserer Naturforschung läßt sich dagegen feststellen, daß nicht nur die Kohle, sondern auch eine bestimmte Menge Luftsauerstoff verschwindet und daß dafür eine Kohlensäuremenge entsteht, die genau so viel wiegt, wie die verschwundene Kohlenmenge und Sauerstoffmenge zusammen.

Es hat also bei dieser Energieabgabe eine Umgruppierung der kleinsten chemischen Teilchen, der Atome, stattgefunden. Während vor der Verbrennung je zwei Kohlenstoffatome zu einem Kohlenstoffmolekül und je zwei Sauerstoffatome zu einem Sauerstoffmolekül verbunden waren, sind diese Moleküle jetzt gesprengt. Dafür hat eine neue Bildung stattgefunden, indem je ein Kohlenstoffatom mit je zwei Sauerstoffatomen ein Kohlensäuremolekül bildete, und bei dieser Neubildung wurde die gewaltige eingangsberechnete Energiemenge frei. Dieser Vorgang zeigt also, daß Veränderungen und Umlagerungen der kleinsten Teilchen viel gewaltigere Energiemengen zu liefern vermögen als Ortsveränderungen der ganzen mechanischen Masse.

Gehen wir nun noch einen Schritt weiter. Seit der Erforschung der radioaktiven Substanzen wissen wir, daß das chemische Atom, obwohl es „das Unzerteilbare" heißt, doch ein recht komplizierter Bau ist. Wir wissen beispielsweise, daß das Radiumatom sich unter fortwährender Energieabgabe allmählich in das bei weitem leichtere Heliumgas verwandelt. Aber es darf als sehr wahrscheinlich gelten, daß nicht die gesamte Gewichtsmenge des Radiumatomes wieder in Form von Heliumatomen zum Vorschein kommt, sondern daß ein merklicher Teil sogar in noch viel kleinere Bausteine der Schöpfung zersplittert und sich damit unseren Wägungen und Nachforschungen endgültig entzieht. Nach den Erfahrungen bei der Verbrennung der Kohle dürfen wir aber vermuten, daß auch diese Veränderung der kleinsten Teilchen sich als eine gewaltige Energiequelle erweisen wird.

Dem ist nun auch in der Tat so. Ein Gramm reinen Radiums liefert während seines Zerfalles 70 Millionen mal soviel Energie als die gleiche Kohlenmenge bei ihrer vollkommenen Verbrennung. Ein Kilogramm Radium würde also als Kraftquelle 70 Millionen Kilogramm oder 70,000 Tonnen Steinkohle gleichwertig sein. Nimmt man an, daß ein großer Güterwagen 20 Tonnen faßt, so entspräche das 3500 Eisenbahnwagen oder 70 langen Güterzügen voller Kohle. Ziehen wir zum Vergleich die jährliche Steinkohlenförderung Deutschlands vor dem Kriege heran, die 200 Millionen Tonnen betrug, so ergibt die Rechnung, daß 3000 Kilogramm oder 3 Tonnen Radium dieser gewaltigen Kohlenmenge gleichwertig sein würden. Diese Betrachtung zeigt also, daß wir in den radioaktiven Substanzen tatsächlich Energiespeicher besitzen, gegen deren Mächtigkeit die Energie aller unserer Brennstoffe vollkommen verschwindet, vom Kraftwasser erst gar nicht mehr zu reden.

Vorläufig aber ist diese Erkenntnis auch so ziemlich das einzige, was wir auf diesem Gebiet erreicht haben. Denn einstweilen stehen wir diesen Erscheinungen noch genau so hilflos gegenüber, wie etwa der armselige Wilde einem Urwaldbrand. Wir sehen das Feuer brennen, aber wir vermögen weder es zu löschen, noch es anzuzünden. Wir sehen gewisse Stoffe, wie z. B. Radium, Thorium usw., radioaktiv strahlen und zerfallen. Aber wir vermögen diesen Zerfall weder aufzuhalten noch zu beschleunigen.

Die Ausgrabung von Herculaneum.

Der Oberleiter der süditalienischen Museen und Ausgrabungen, Professor Spinazzola, der gegenwärtig auch die führende Kraft bei den Ausgrabungsarbeiten in Pompeji ist, hat den Plan der Ausgrabung von Herculaneum ernstlich ins Auge gefaßt. In der „Revue de Paris" werden darüber Mitteilungen gemacht, die auf eigene Aussagen Spinazzolas zurückgehen. Bei allem Reichtume der Ergebnisse der Ausgrabungen in Pompeji ist es dort nicht gelungen, ein altrömisches Haus im völlig unversehrten Zustande freizulegen. Zu diesem Zwecke muß man in viel größere Tiefen, etwa in eine solche von achtzehn bis zwanzig Metern, hinuntergehen, und Pompeji liegt nur etwa zwölf Meter tief. Dagegen trifft jene Voraussetzung auf Herculaneum zu. Nicht nur das altrömische Haus in seiner ursprünglichen, unversehrten Gestalt, sondern auch seine ganze Innenausstattung und den Hausrat hofft man dort noch zu entdecken.

Die Ausgrabung von Herculaneum, die dem achtzehnten Jahrhundert schließlich unüberwindbare Schwierigkeiten bereitete, ist für den modernen Ingenieur keine unlösbare Aufgabe mehr. Ueberdies ist ja die alte Auffassung stark erschüttert, nach der die vulkanischen Massen, die Pompeji und die Herculaneum begraben haben, ganz verschiedener Natur sein sollten; wenigstens hat der Geologe De Lorenzo die Ansicht vorgetragen und begründet, daß die beiden Lavamassen zwar an Dichtigkeit, Gewicht und Menge von einander verschieden seien; daß aber diese Verschiedenheiten auf die verschiedene Entfernung der zwei Bezirke vom Vulkankrater zurückzuführen seien, während die Zusammensetzung der Verschüttungsmassen dort und hier als gleichartig beurteilt werden müsse. Die bekannte Verschiedenheit der Patina, die sich an den Bronze werken von Pompeji und von Herculaneum zeigt, ist nach ihm zurückzuführen auf die verschiedene Art der Einwirkung des Wassers, das in Pompeji reichlich eindringen konnte, aber nach Herculaneum nur ganz langsam und tropfenweise durchdrang. Unter allen Umständen glaubt Spinazzola, von der Ausgrabung von Herculaneum sich sehr große Ergebnisse versprechen zu dürfen; war doch die Stadt nicht, wie Pompeje, durch das Erdbeben vom Jahre 63 zerstört worden, und überdies hatte sie sich in viel höherem Grade rein griechisch erhalten, als die Nachbarstadt.

Umwandlung der Kadettenanstalten in Zivilerziehungsanstalten.

Man schreibt der „Täglichen Rundschau", Berlin: Nach dem Friedensvertrag darf es zwei Monate nach Inkrafttreten des Vertrags in Deutschland nur noch so viel an militärischen Schulen geben, als unumgänglich nötig ist für den Ersatz an Offizieren für die zugestandenen Truppenteile. Infolgedessen werden zunächst die verschiedenen Militärschulen und Kadettenanstalten aufgelöst. Aus diesem Anlaß hat sich in Berlin-Lichterfelde ein Ausschuß aus Vertretern der Gemeindeverwaltung, der politischen Parteien, des Bürgerbundes und des Verbandes der Philologen des preußischen Kadettenkorps gebildet. Er hat soeben an die Reichsregierung, die preußische Staatsregierung und die Nationalversammlung eine Eingabe gerichtet in der die dringende Bitte ausgesprochen wird, die Reichs- und Staatsregierung wolle die Umwandlung der Kadettenanstalten in Zivilerziehungsanstalten in wohlwollende Erwägung ziehen. Beigefügt ist eine Denkschrift der Zivillehrerschaft der Hauptkadettenanstalt, in der ausgeführt wird, daß Reich und Staat ihrer Erziehungs- und Ausbildungspflicht gegenüber den Kriegswaisen und den Kindern der Kriegsverletzten dadurch in hohem Maße nachkommen könnten, daß die Kadettenanstalten in Zivilerziehungsanstalten umgewandelt werden. Auch für die Förderung befähigter Volksschüler würden solche Anstalten unentbehrlich sein.

Die Denkschrift befaßt sich auch eingehend mit der finanziellen Seite der Frage. Es wird der Nachweis geführt, daß nach einer Entmilitarisierung der Anstalt der bisherige Staatszuschuß sehr beträchtlich ermäßigt werden könnte. Die Versorgung eines Teiles der Kriegswaisen würde sich mithin für das Reich durch Ausnutzung der Kadettenanstalten für den vorgeschlagenen Zweck finanziell günstig stellen. Außerdem böte die Anstalt mit ihrem Internat auch die Möglichkeit der Zuführung besonders befähigter Volksschüler in die höheren Berufe. Dies Ziel ist ohne Internate nicht erreichbar, da die befähigten Volksschüler aus Landgemeinden und kleinen Städten ohne höhere Schule außerhalb ihres Heimatortes nicht nur unterrichtet, sondern auch untergebracht werden müssen.

Wiener Brief.

Von **Hugo Bettauer.**

Wie man in Oesterreich reist. — Fünfunddreißig Stunden von Wien nach Salzburg. — Die Fahrt nach dem „ausländischen" Prag. — Ein Dutzend Seidenstrümpfe 18,000 Kronen. — Großer Erfolg des Aufrufes für die Wiener Kinder

Wien, 9. Januar.
XVIII. Wallriesstraße 72.

Wenn wieder einmal gute Zeiten kommen sollten und die Erinnerung auch das Schrecklichste verklärt und gemildert haben wird, dann wird der Erwachsene von 1920 dem hochaufhorchenden Enkelkind lustige Geschichten aus diesen Tagen erzählen, über die der Kleine herzlich lachen wird. Am lustigsten wird es aber sein, wenn Großpapa berichten wird, wie man im Jahre 1920 unseligen Angedenkens eine Reise von Wien aus absolviert hat.

Nehmen wir den allereinfachsten Fall: Jemand muß, ob er will oder nicht, von Wien nach Salzburg fahren, wie ich es dieser Tage mußte. Zunächst heißt es da gut aufpassen, daß man nicht in eine sogenannte Verkehrssperre hineinkommt. Das allerneueste aus diesem jetzt überaus angenehmen Lande Deutsch-Oesterreich — pardon, nur Oesterreich, da uns ja die Entente im Zeichen des Selbstbestimmungsrechtes der kleinen Völker verboten hat, den Namen Deutsch-Oesterreich zu führen — ist nämlich, daß alle paar Wochen eine acht- oder zehntägige vollständige Einstellung des Eisenbahnverkehrs erfolgt, weil zur Abwechslung wieder einmal keine Kohle da ist. Also zwischen zwei solchen Verkehrssperren rüstet man zur Reise. Früher war das ganz einfach, man nahm ein Autotaxi, fuhr zum Westbahnhof, kam fünf Minuten vor Abfahrt des Zuges hin, löste sich seine Karte, begab sich in den Speisewagen, aß gut und billig, las dann ein paar Zeitungen und Witzblätter und schon war man nach etwa sechs Stunden in dem märchenhaft schönen Salzburg. Jetzt ist das wesentlich, aber schon sehr wesentlich anders geworden. Schnellzüge gibt es keine mehr und der Personenzug geht angeblich fünfzehn Stunden. Aber wie kommt man in diesen Personenzug hinein? Um eine Karte zu bekommen, muß man sich irgendwo zwei Tage vorher zu einem bestimmten Büro begeben. Dort stehen aber schon etwa vier- oder fünfhundert Menschen, die auch alle Karten haben wollen. Also was tun? Man verschiebt die Reise um einen Tag, engagiert sich für hundert oder mehr Kronen einen Burschen, der abends gegen neun Uhr vor dem erwähnten Büro Aufstellung nimmt und nun in Gesellschaft anderer hundert oder zweihundert Menschen die Nacht hindurch bis zum Vormittag wartet. Richtig hat er die Karte bekommen, während gleich nach ihm gerufen wird: „Der Zug Wien-Salzburg ausverkauft." Es gibt dann immer hundert oder zweihundert Menschen, die trotzdem stehen bleiben und bis zum nächsten Tag warten. Uebrigens gibt es auch andere Wege, um zu einer Karte zu gelangen und zwar via einem beziehungsreichen Hotelportier, dann kostet aber die Geschichte allein an Trinkgeld etwa dreihundert Kronen.

Ich habe also meine Karte und will mit dem Zug, der um sechs Uhr abends Wien verläßt, abfahren. Ich begebe mich daher um vier Uhr auf den Bahnhof, stelle mich an und stürme gemeinsam mit etwa tausend Personen um fünf Uhr den Zug. Wer sehr viel Glück, Geschicklichkeit und Brutalität besitzt, kann nun auch zu einem Sitzplatz kommen, den meisten gelingt das nicht, sie stehen dann die Nacht hindurch im Seitengang, lehnen aneinander an, hocken auf ihren Handkoffern. Das ist schon deshalb sehr vernünftig, weil ein Handkoffer, auf dem man nicht sitzt, unbedingt gestohlen wird. Die Wagen sind stockfinster, weil es zu ihrer Beleuchtung an Gas, Kerzen und Petroleum fehlt. Sie sind ungeheizt, weil man nicht genug Dampf hat. Dafür sind aber die Fenster zerbrochen und zwar durchwegs. Mit einem Wort es ist sehr gemütlich. Für Liebes- und Brautpaare auf der Hochzeitsreise allerdings sogar wirklich gemütlich und ungeniert. Mir gegenüber saß so ein Paar, und beide waren entschieden jedesmal sehr ungehalten, wenn einer der Passagiere ein Streichholz in Brand setzte, um sich zu vergewissern, daß sein Koffer im Gepäcknetz noch vorhanden sei. Da ich mich öfters überzeugte, machte mir die junge Dame wütende Augen.

Frühmorgens langten wir in dem schönen Zell am See an und hatten erst drei Stunden Verspätung. Das Bahnpersonal war aber sehr aufgeregt, weil nämlich unterwegs in der Finsternis, als ein Teil des Zuges mit anderer Fahrtbestimmung abgekoppelt wurde, ein ganzer Lastwaggon mit Mehl gestohlen worden war. Bitte nicht zu lachen und das für einen dummen Witz zu halten, es ist absolute Wahrheit und eigentlich nichts besonderes, weil täglich auf diese Weise mehrere Waggons abhanden kommen. Mitunter verschwindet sogar ein ganzer Zug aus fünfundzwanzig Waggons bestehend mitsamt dem Lokomotivführer und Begleitpersonal. Wir fuhren endlich weiter, aber nicht lange. Denn plötzlich blieb der Zug auf freiem verschneiten Felde stehen und konnte überhaupt nicht mehr weiter. Die Kohle war nämlich ausgegangen. Ich weiß nicht, ob es wahr ist, was ein boshafter Kondukteur behauptete, nämlich, daß der Heizer jedesmal an einer bestimmten Stelle, wenn der Zug gerade verschnauft, ungeheure Mengen Kohle abwirft, die dann seine Frau, die dort ihre Hütte hat, abholt — jedenfalls konnte der Zug nicht weiter. Nun, es war nicht arg, wir mußten nur fünf Stunden still stehen, dann kam von irgendwoher Kohle an, in einer weiteren Stunde waren die Kessel frisch geheizt und vorwärts ging es. Aber nicht lange. Denn die Kohle taugte nichts, stank furchtbar, qualmte, wie der Raucher einer deutschösterreichischen Zigarre, die neuerdings aus Packpapier gemacht werden, und die Lokomotive rührte sich nicht.

Ihr lieben, freundlichen Amerikaner, ich will euch nicht langweilen, sondern nur feststellen, daß ich nach sage und schreibe fünfunddreißig Stunden in Salzburg war, diesem Paradies an Schönheit. Als weniger schön empfand ich es, daß der Rehrücken, den man in Salzburg im Hotel oder Restaurant bekommt, von einem ganz alten Pferd herrührt, das Roastbeef von einem Gaul in mittleren Jahren und der Kalbsbraten von einem Fohlen. Dafür habe ich die berühmten Salzburger Nockerln sehr gut gefunden, obwohl sie nicht aus Mehl, sondern aus Zement hergestellt zu sein schienen.

Das ist so ungefähr der Verlauf einer Reise nach Salzburg und ein harmloses Kinderspiel gegenüber einer Reise nach dem goldenen Prag, das nicht mehr zu Oesterreich gehört, sondern zur tschechoslovakischen Republik, also zum Ausland. Um nach Prag zu kommen, braucht man vorerst einen Paß, den man, wenn man einunddreißig Wege gemacht hat, leicht bekommt, und dann auf diesem Paß ein tschechoslovakisches Visum. Um das zu erhalten, muß man sich vor der Paßstelle der Gesandtschaft anstellen und zwar zwei bis drei Tage. Bitte, auch dies ist kein dummer Witz, sondern eine Tatsache. Die armen tschechischen Dienstmädchen und Arbeiter, die nach der Heimat wollen, nehmen sich einen Stuhl mit und einen Korb mit Essen, womöglich auch eine Spiritusmaschine, um sich eine Suppe zu kochen und warten in der Josefstädterstraße, wo sich eine der Paßstellen befindet, zwei Tage. Die weniger armen Leute haben ihr Paßvisum sehr bald. Es müssen nur zwei bis drei Leute bestochen werden und schon ist es da. Hat man den Paß und das Visum und die Fahrkarte, so stürmt man einen Zug der Franz Josefsbahn und kommt bis zur Grenze bei Gmünd. Dort gibt es mehrstündigen Aufenthalt und man wird zuerst von den österreichischen Grenzern bis auf die nackte Haut nach Geld untersucht — man darf nämlich nicht mehr als tausend Kronen ins Ausland bringen, was zur Folge hat, daß täglich Millionen hinübergeschmuggelt werden, dann kommen die tschechischen Grenzer, die wesentlich weniger höflich sind, aber ein außerordentlich „einnehmendes" Wesen haben, und es gibt wieder zwei Stunden Aufenthalt. Ueberlebt man das alles, so gelangt man nach Prag, dem schönen alten Prag, in dem man auf jede Frage als Antwort „Nix baitsch" bekommt, aber dafür kein Zimmer. In Prag, das plötzlich die Hauptstadt eines großen Reiches geworden ist, herrscht nämlich eine unbeschreibliche Wohnungsnot, es gibt kein Hotelzimmer, auch wenn man es zehn Tage vorher bestellt hätte. Entweder man hat gute Bekannte, bei denen man absteigen kann, oder man muß, wenn es der Portier erlaubt, irgendwo in einem Winkel der Hotelhalle sitzend die Nacht zubringen. Sonst ist ein kolossales Leben in Prag, die Verpflegung glänzend und viel billiger als in Wien, und Eier, Schinken, Butter — Dinge, die ich kaum noch in Erinnerung habe — liegen in allen Geschäftsauslagen. Zucker natürlich so viel man nur will, während uns armen Oesterreichern der Staat die Zuckerquote für November, Dezember und den laufenden Monat schuldig geblieben ist.

Da die letzte Verkehrssperre ziemlich plötzlich kam, entstand unter den Wienern, die sich eben in Prag aufhielten, eine Panik. Was tun? Nun, es gab Leute, die sich zu helfen wußten. Sie bestachen das Personal eines Güterzuges — die Lebensmittelzüge verkehrten ja — durch einen Tausendkronenschein und durften von Prag durch die Slovakei mitfahren. Nach drei oder vier oder fünf Tagen waren sie dann in Preßburg und von dort fuhren sie per Dampfer stromaufwärts nach Wien. Die ganze Reise hatte so ungefähr eine Woche gedauert.

So reist man in diesem von Clemenceau und Genossen gesegneten Lande im Jahre 1920, und ich fürchte, das Enkelkind wird glauben, Großpapa habe geflunkert.

* * *

Kurze Bulletins aus den vergangenen zwei Wochen: Der Schweizer Franken ist auf fünfunddreißig Kronen, der Dollar auf 175 gestiegen und logischerweise damit unsere Teuerung. Ein Dutzend seidene Damenstrümpfe kostet bei Braun, einem vornehmen Geschäft am Graben, 18,000 Kronen, ein ordinärer Kragen für ein Herrenhemd fünfunddreißig Kronen, eine Zweipfunddose südamerikanischen Corned Beefs, das lebhaft an Upton Sinclairs „Jungle" erinnert, 140 Kronen, während ein Pfund Kakao für die armen kleinen Wesen auf hundert Kronen angelangt ist.

In der Vorwoche hat ein alter Gymnasialprofessor aus Not sich erschossen, während gestern ein Ministerialrat im Alter von 75 Jahren, der wahrscheinlich keinen Revolver besaß, seine Lebenstage vermittels eines Strickes abgekürzt hat. Natürlich eines Strickes aus Papier, da es solche aus Wolle oder Hanf kaum noch gibt.

In der Sylvesternacht hatte ein sogenanntes Kabaret einen Umsatz von einer halben Million, die Nachtlokale verlangten und bekamen für einen reservierten Tisch bis zu tausend Kronen und für ungarischen Champagner, der nach Angabe von Fachleuten nach Ammoniak schmeckt, hatte man nicht unter dreihundert Kronen zu zahlen.

Der Stadtphysikus von Wien, Dr. Böhm, erklärte, daß 90 Prozent der Wiener Schulkinder lungentuberkulos sind, in den Versorgungshäusern, in denen die alten Wiener Bürger ihr Ruheplätzchen haben, ist die Sterblichkeit so groß, daß die Hälfte der Betten leer stehen.

Das Pfund nassen, frisch geschnittenen Brennholzes kostet Krone 1.30!

Die Weisen behaupten, daß wir erst am Beginn einer neuen Teuerungsperiode sind.

Die Sträflinge im Landesgericht brüllen Tag und Nacht ihr „Hunger, Hunger!" aus den Fenstern hinaus.

* * *

In zahllosen Briefen werde ich gefragt, ob es ratsam sei, seinen in Oesterreich lebenden Angehörigen Liebesgabenpakete, Lebensmittel, Kleider und so weiter zu schicken. Ich möchte davon nicht abraten, aber doch zur größten Vorsicht mahnen. Es wird auf den Bahnen ungeheuer viel gestohlen und geraubt, das entsetzliche Elend hat alle herkömmliche Moral hinweggefegt, ein wüster, wilder Egoismus ist an Stelle der Nächstenliebe getreten — fast scheint es, als ob Christus vergeblich den Tod am Kreuze erlitten hätte. Wer Pakete schickt, möge dies unter allen möglichen Vorsichtsmaßregeln tun und sie nur zuverlässigen Firmen anvertrauen. Hingegen kann man Checks sowohl als auch Bargeld ruhig in registrierten Briefen an seine Lieben schicken. Soweit mir bekannt ist, kommen alle solche Briefe unversehrt an. Vielfach wurde ich gefragt, ob man mir Geld zur Verwendung an Arme senden kann. Selbstverständlich bin ich gerne dazu bereit. Bei der enormen Kaufkraft des amerikanischen Geldes kann man mit ein paar Dollars schon unendlich viel Elend mildern, mit zehn Dollars läßt sich oft genug einer ganzen Familie auf die Beine helfen und besonders den unglücklichen Heimkehrern aus italienischer Kriegsgefangenschaft, die verelendet, obdachlos, ohne Kleider und Existenz nach Wien kommen, ist oft mit einigen Dollars leicht zu neuem Leben zu helfen.

* * *

Und nun in eigener Sache: Jede Post bringt mir ein Bündel Briefe, in denen sich Leser an mich um Auskunft wenden. Der eine weiß nicht, ob und wo seine Eltern, Geschwister oder Freunde leben, dieser will erfahren, wie es diesem oder jenem geht, komplizierte Anfragen in Erbschaftsangelegenheiten werden an mich gerichtet — kurzum, eine wahre Flut von Aufträgen. Bisher hatte ich mit Aufopferung ganzer Nächte und großem Geldaufwand alles erledigt und brieflich beantwortet. Aber auf die Dauer bin ich außerstande, das auf diese Weise fortzusetzen. Ich habe daher einen gebildeten jungen Mann, der fünf Jahre in französischer Kriegsgefangenschaft alle „liebenswürdigen" Eigenschaften der angeblich kultiviertesten Nation ausgekostet hat, engagiert, der nun für mich die notwendigen Erkundigungen einzieht, Adressen nachforscht, Personen ermittelt und aufsucht und dann nach meinem Diktat die Antworten gewissenhaft beantwortet. Es ist aber nun wohl nicht unbescheiden von mir, wenn ich meine Leser ersuche, von jetzt ab zur Bestreitung meiner Kosten jeder Anfrage, je nachdem, ob sie ganz einfach oder aber verwickelter Natur ist, einen Dollar beizulegen. Ich denke wahrlich nicht daran, daraus einen Profit zu ziehen, aber anderseits hoffe ich, auf diese Art die Kosten für den Gehalt meines Sekretärs, das Postporto, das immer höher wird, die Stempelgebühren bei Anfragen an das polizeiliche Meldeamt und so weiter hereinzubringen. Das Geld kann gleichzeitig mit der Anfrage mittels registriertem Brief an meine Adresse, Hugo Bettauer, Wien XVIII. Wallriesstraße 72, geschickt werden.

Was ist eigentlich . . .

In Sachsen gibt es wissenschaftliche Fleischbeschauer und Laienfleischbeschauer. Ein durch die Revolution emporgewirbelter Kreishauptmann — bis dahin friedlicher Lagerhalter — erhält eine Verordnung über die Dienstverhältnisse der Laienfleischbeschauer zur Unterschrift vorgelegt. Er unterschreibt mit sachverständiger Miene. Darauf fragt er leise seinen Sekretär: „Sagen Sie, was ist eigentlich Laienfleisch?"

Wiener Galgenhumor.

In Wien kursiert folgende Parodie auf die österreichische Volkshymne:

Gott erhalte unseren Renner,
Aber auch den braven Seitz,
Schließlich auch — man kann nicht wissen —
Unsern Kaiser in der Schweiz.

Spekulationsfieber in Berlin.

Berlin ist eine einzige große Börse geworden — so sieht es aus. Manche behaupten, ganz Deutschland sei jetzt eine Börse; draußen in der Provinz ebenso wie bei uns. Ich kann das aber nicht nachprüfen.

In Berlin herrscht jedenfalls ein Fieber, wie, nach der Versicherung Eingeweihter, seit dem Bestehen der Börse nicht, solang man auch zurückdenkt. Ich sprach neulich schon von dem bei uns herrschenden Wagemut — und ich selbst komme mir vor wie ein „Tier auf dürrer Haide", um mit Goethe zur reden, denn so nennt er doch einen „Kerl, der spekuliert" ... Bankfachleute hatten mir gesagt, daß die Börse an der Spree heut' „schon mehr Monte Carlo ist". Dazu gehört natürlich der umfassende Anteil weiter Bevölkerungsschichten. Nennt man uns Laien auf diesem Felde nicht Bönhasen? Ich glaube. In Berlin spekuliert manche Nähmamsell und mancher Friseurgehilfe in sogenannten Valutapapieren. Man hört Gespräche mit börsentechnischen Ausdrücken irgendwo auf der Straße, beim Bäcker, im Obstgeschäft, wo es niemand erwartet. Es wird in Berlin eine Art Sport, auch mal in leiblicher Person einen Besuch an der Börse zu machen, womöglich mit Damen. Es ist ungefähr so, wie man zum Rennen geht; oder in eine neue Diele; oder in ein Brettl; oder in einen Bouillonkeller. Anlässe zur Nervenspannung; die Lust nach Kitzel wird befriedigt... Aber zugleich hat man ein wirklich sehenswertes Schauspiel tobender volkswirtschaftlicher Leidenschaft. „Sie müssen mal hingehen" sagt mancher Bankmann wohlwollend zu einem Befreundeten, der einen anderen Beruf hat. — „Sie müssen mal hingehen und sich das angucken... wie die Leut jetzt auf die Bänke springen, um Schantung-Aktien zu kaufen; wie einer über den anderen wegkriechen, wegstürzen möchte; wie sich die Hände hochheben, die Stimmen heiser werden, die Gesichter violett; Sie müssen das mal ansehn!" Und er fährt fort: „Ich kann Ihnen sagen — ich bin schon lange an der Berliner Börse, aber sowas ist mir noch nicht vorgekommen! selbst unsereinem steht der Verstand still! Es ist, verstehn Sie, wenn ich mich so ausdrücken darf, ein Naturschauspiel! Es ist geradezu elementar! Angst kann man kriegen! Sie müssen — nein, Sie müssen sich das ansehn! schon als Schriftsteller! Ihre Premieren sind dagegen gar nichts!"

Soll man hingehen? Es genügt jenes Maß an Aufregung, das die Menschheit Berlins beim Erscheinen der Abendblätter mit dem Kurszettel empfindet. Die meisten politischen Zeitungen bringen abends ja bloß die Anfangskurse, man weiß also hiernach nicht, wie ein bestimmtes Papier am Schluß der Börse gestanden hat, — infolgedessen werden die Börsenfachblätter rasend gekauft, weil sie in der Dämmerstunde schon den ganzen Kurszettel mit den abschließenden Kursen herausbringen. Selbst Damen (die mit Fahrplänen sonst nie Bescheid wissen!) handhaben in der Untergrundbahn, in der Straßenbahn diese mittleren Seiten der Börsenblätter sachkundig, fieberhaft. Man muß das beobachten! ein Griff, der mittlere Teil des Blattes wird herausgezerrt, das Auge sucht in den Kolonnen. Ja, es gibt welche, die geben sich nicht mit den Kleinigkeiten ab, die im Hauptteil verzeichnet sind .... sie schlagen sofort jene hinteren Seiten auf, wo die nicht notierten Werte doch notiert sind. Das sind ja die Papiere, in denen heut' am meisten gespielt (und vorläufig am meisten gewonnen) wird. Manches gediegene heimische Unternehmen bleibt mehr oder weniger auf demselben Punkt, mit kleinen Abweichungen. Aber die kolonialen und ausländischen Geschichten, Donnerkiel, da gibt es Bewegung! Das ist kein Schreiten, sondern ein Galoppieren. Vielmehr: ein Springen. Die Bewegung erfolgt, wie es in den Berichten oft genannt wird, „sprunghaft". Da braucht also keiner so lange zu warten, bis er weiß, ob er entscheidend gewonnen oder entscheidend verloren hat . . . Und selbst innerhalb dieser feurigen Papierchen mit ihrer nicht einzudämmenden Beweglichkeit gibt es noch Unterschiede im Tempo, nämlich zwei verschiedene Grade der Schnelligkeit: beispielshalber bewegt sich so eine asiatische Eisenbahnaktie zwar geschwind, aber noch geschwinder bewegen sich die zu ihr gehörigen „Genußscheine". Die Sprünge dieser Genußscheine sind manchmal ein Genuß; märchenhaft, sie hopsen um dreihundert Prozentchen an einem Tag. Himmel, hast du keine Flinte! Das ist eine Aufregung, die sich lohnt. Ein weiser Mann aus dem Bankherrnberuf sagt mir: „Wissen Sie — diese Ypsilon-Aktien sind zwar wie ein guter Schnellzug — aber die Genußscheine dazu sind wie ein Blitzzug!" Das wissen an der Spree die Friseurgehilfen und die Bürgerfrauen und die kleinen Handlungsgehilfen und die Nähmädchen... und die Schriftsteller...

Am Vormittag bis um elf Uhr entwickelt sich ein also tüchtiger Telephonbetrieb. Ungezählte Bönhasen telephonieren an ihre Bank. Die Post in Berlin ist heute etwas unsicher, und ein Brief, den man am vorhergehenden Abend in den Kasten gesteckt hat, kommt vielleicht nicht rechtzeitig an. Also auch wer einen Brief geschrieben hat, telephoniert noch zur Sicherheit. Zwischen diesem Telephongespräch und zwischen dem Erscheinen der Abendbörsenblätter liegt eine Reihe schicksalshaltiger Stunden, in denen man seinem Beruf nachgeht. Aber mitten in diesen Beruf hinein schlängeln sich Gedanken an Eisenbahnen, Minen und Genußscheine. Es kann einem fast passieren, daß man auf die Frage nach seiner Hausnummer reflexmäßig antwortet: „Gestern abend 504!" Zwischendurch erinnert man sich an einen Bekannten, der ein tolles Erlebnis auf dem Effektengefild hatte, — er war plötzlich krank geworden, lag für einen Tag im Bett und konnte daher, weil ihm der Mumm fehlte, keine Verfügung treffen, also keine Aufträge für den Palast in der Burgstraße, geben, — und just an diesem Tage hat er, ohne es zu wollen (nein, bloß ohne es zu wissen) zwölftausend — sage zwölftausend — Mark infolge „sprunghaften" Verhaltens bestimmter Anteile verdient . . . Er hätte, wenn er gesund gewesen wäre, seinen Verstand walten lassen, irgendwelche politischen Umstände hochintelligent in Betracht gezogen ... und wahrscheinlich den falschen Auftrag gegeben. Mehr Glück als Ferdinand. Ja, diese Erwägungen, dieses Inbetrachtziehen der politischen Lage, diese Berücksichtigung des jeweiligen Mark-Kurses, das alles hat seine Vorteile, gewiß — aber noch sicherer ist es, unmenschlich viel Glück zu haben... Und alles kommt heut auf das Glückhaben hinaus, — — selbst wer nur für tausend Mark Sparprämienanleihe zeichnet, hofft in der tiefsten Falte seines Herzens auf einen der hiermit verbundenen Lotterietreffer.

Immerhin dämmert auch dem Laien allmählich, daß es blöd und beschränkt ist, nur blindlings draufloszuspekulieren. Selbst der Laie an der Spree, welchem Beruf er auch angehören mag, weiß heute schon, daß es wichtig ist, wenn etwa dieses bestimmte Papier in Zukunft an der Londoner Börse gehandelt werden soll. Dann wirft es was ab, — wie nun einmal die politische Lage heut leider ist. Die Valuta spielt hier sogleich eine große Rolle, es werden besonders verschmitzte Vorteile davon erhofft. Vieles Traurige haftet allen diesen Dingen zugleich an. Jedenfalls manches Papier springt wie eine Gemse. Dieser Vergleich ist mir lieber als etwa der Vergleich mit Harras, dem kühnen Springer, — denn die Gemse springt auch aufwärts, während der verewigte Harras, soviel mir bekannt ist, seinerzeit einen hervorragenden Sprung nach unten tat... Wird man aber je sicher wissen, wovon die Aufwärts- oder Abwärtsbewegung letzten Endes abhängt? Ich nicht! Vielleicht in anderen Zeiten — aber heut? Wenn heut eine noch so ungünstige Notiz über eins der so volkstümlich gewordenen Papiere veröffentlicht wird, kümmert man sich einen Schmarren darum! Ja, es bleibt offensichtlich ohne Einfluß! In einem maßgebenden Blatte steht plötzlich die Vermutung, daß ein bestimmtes Unternehmen, um dessen Aktien sich ganz Berlin die Hälse bricht und die man sich aus den Fingern reißt, — daß dieses Unternehmen nicht so viel wert ist, wie der hohe Kurs der Aktien anzudeuten scheint. Die Gesellschaft habe nur noch wenig Rohgut aus der Friedenszeit, einen Teil davon mußte sie sogar verschärfen, um Kapital in die Hände zu kriegen. Der Laie denkt nun, wenn er sowas liest: „Allmächtiger! morgen werden meine Aktien, die zum Kurse von tausend gekauft sind, wegen dieser Notiz auf sechshundert purzeln!" Kein Gedanke. Man liest am nächsten Abend, daß sie, trotz jener Notiz, höher geklettert sind. Und ein Schrei des Jubels wird rings gehört...

Schließlich sagt man sich: „Es kommt halt bei allen Dingen auf das Glück an — und ich vermag die rein wirtschaftlichen Zusammenhänge, so gern ich es will, nicht zu durchschauen!" Aber noch diese Erkenntnis ist immerhin eine Erkenntnis. Ja, wie der Krieg und seine Folgen so ziemlich jeden Einwohner Deutschlands politisiert hat, nämlich zur Beschäftigung mit politischen Fragen angeregt, — so hat das Spekulationsfieber in Berlin Männer und Frauen am Fuße des Kreuzbergs für Betrachtungen wirtschaftlichen Inhalts jedenfalls zugänglicher gemacht. Es hat ihren volkswirtschaftlichen Horizont immerhin erweitert. Das steht auf einem besonderen Blatt — ganz jenseits von der Frage, ob dieses rabiate Spielen für manchen von uns wünschenswert ist oder nicht.

Neue Erdbebenforschung.

Fast bei allen Erdbeben von einiger Stärke macht man die Wahrnehmung, daß einzelne Steinmassen, Denkmäler, Säulenteile usw. durch die Erschütterung um ihre Achse gedreht werden. Die Erdbebenforschung hat sich lange und eingehend mit diesen Erscheinungen beschäftigt, und die mannigfachsten Erklärungen versucht, die E. Sueß in der „Naturwissenschaftlichen Wochenschrift" bespricht und durch neue Beobachtungen ergänzt. Zuerst nahm man an, daß es sich um Wirbelstöße bei Erdbeben handle und sprach von „rotatorischen Erdbeben", bis Ch. Darwin die Unmöglichkeit dieser Auffassung nachwies. Später nahm man die vereinigte Wirkung sich kreuzender undulatorischer Bewegungen an; es handelt sich aber in Wirklichkeit um eine Art Parallelrotation. Merkwürdig ist, daß bisweilen die Drehung der Gegenstände in einer ganz bestimmten Richtung vorherrscht.

Für diese Erscheinung sind besonders die Beobachtungen bezeichnend, die bei dem Erdbeben von Rann in Südsteiermark im Januar 1917 gemacht wurden. Dies Erdbeben war von einem starken, für die meisten Bewohner fühlbaren Drehmoment begleitet. Dabei zeigten die Gegenstände im Stadtgebiete durchweg eine Drehung im gleichen Sinne, und zwar entgegengesetzt der Richtung des Uhrzeigers. Im Osten aber war eine Aenderung zu bemerken. Während die Grabsteine im westlichen Teile des neuen Friedhofes noch in der gleichen Richtung gedreht waren, herrschte bei den Grabdenkmälern am Ostrande dieses Friedhofes eine Drehung im entgegengesetzten Sinne. Der Drehungswechsel fiel in die Zone der stärksten Erdbebenwirkung. Diese Beharrlichkeit der Drehungsrichtungen eröffnet der Erdbebenforschung neue Gesichtspunkte zum Verständnis der Gesamtvorgänge.

— Große Zeit ist es immer nur, wenn's beinah schief geht, wenn man jeden Augenblick fürchten muß: Jetzt ist alles vorbei. Da zeigt sich's.